

## An den Polarkreis

Als Abergläubischer hätte man die Reise in Frankfurt abgebrochen. Naive reisen weiter.

Am Ende des Dockfingers, der die Passagiere aus dem Shuttle Zürich-Frankfurt saugt und in die Unendlichkeit der Hallen speit, steht ein Mann in Lufthansa-Uniform hinter einer computerbewehrten Theke.

- Sibair nach Nowosibirsk? -

- Keine Ahnung. Gehen sie da lang bis sie zum Information-Center kommen. -

Mit 12 Kilo Handgepäck, Fotorucksack und zwei gefütterten Windjacken im Hochsommer kein Problem. Es sind nur ca 200 m.

- Sibair nach Nowosibirsk?

Der junge Mann am Schalter bedient seine Tastatur. - Halle E. Fahren sie mit der Bahn bis zur Endstation, dann gehen sie die Treppe hinunter. -

- Danke. -

Treppauf zur Bahn. Die Hitze wird immer mörderischer, je höher wir kommen. Die Bahn fährt alle paar Minuten. An der Endstation hinaus - und wir stehen vor einem Durchleuchtungsgerät für Handgepäck. Da kann's nicht sein. Ein Uniformierter erscheint.

- Was wollen sie? -

- Sibair nach Nowosibirsk. -

- Halle E. Fahren Sie eine Station zurück, dann gehen sie die Treppen hinunter ins erste OG. Dort fragen sie weiter. -

- Danke. -

Wir gelangen in die Halle E, schon völlig verschwitzt. Im ersten OG eine lange Flucht von Schaltern, alle geschlossen. Kein Mensch. Kafkaesk wirkt diese Öde wie die endlosen Gänge der Kantonalen Verwaltung Zürichs. Wir wandern die Schalterhalle ab wie ein Staatschef die Ehrengarde zu Säulen erstarrter Soldaten, bei deren Anblick man so gern wüsste, was hinter den steinernen Gesichtern vor sich geht, kommen zum Ende der Halle, gehen nach links und durch den nächsten Gang zurück. Auch hier kein Mensch. Plötzlich erspähe ich ein erhelltes Fenster. Darüber ‚Erste Hilfe‘. Wir wenden uns da hin. Ich öffne die Tür.

- Was wünschen sie?, fragt einer, der keinen Besuch erwartet hatte. -

- Einen Rat. Wir irren schon seit einer Stunde in diesem Flughafen umher und suchen die Abfertigung der Sibair. -

- Sibair? Was ist denn das? -

- Eine Fluggesellschaft, die nach Sibirien fährt. -

- Nie gehört. Aber ich hab ja einen Terminal. - Er begann zu suchen. Dann wandte er sich uns mit strahlendem Gesicht zu. - Ich hab's. Das ist gleich unter Ihnen. Gehen sie den Gang weiter lang, dann die Rolltreppe hinunter, checken Sie aus und gehen sie in die Halle da. Er führte uns aus seinem Büro über den Gang zu einem Fenster. - Sehen sie. Die endlose Schlange dort, das ist ihr Ziel. Viel Spass. -

- Aber... Wir sind Transitpassagiere. -

- Hier gibt's keinen Transit. Sie müssen raus und wieder rein. -

- Aber die Koffern gehen auch direkt durch. -

- Schon möglich, aber sie nicht. Sorry. -

- Vielen Dank. Auf Wiedersehn. -

- So ein elender Mist. Findest du nicht auch. Dort unten werden wir Stunden verlieren.-

Am Check out ging's fürs erste schnell. Dann waren wir in der Halle. Ich empfahl Vreni, sich in die Reihe zu stellen, die gute 50 m lang war. Dann ging ich nach vorn.

- Ist das der Sibair-Flug nach Nowosibirsk? Eine adrette Burjatin bestätigte, dass ich am Ziel sei. Dann wandte sie sich einer Familie zu, die mit einem gigantischen Gepäckwagen am Schalter stand und half ihrer Kollegin. Die war in einen heftigen Wortwechsel mit dem Familienoberhaupt und seiner Frau verwickelt. Ich hörte zu. Es ging um das Gewicht des Handgepäcks.

- Fünf Kilo und kein Gramm mehr. -

Nach langem Hin und Her begann der Mann, seine Koffer und Schachteln aufs Band zu legen. Die Russin und die Burjatin rechneten. Am Schluss waren noch die Handtaschen, eine Fototasche und zwei dick geschwollene Reisetaschen in der Hand der Fluggäste.

- Auf's Band! -

Erneut hob ein Palaver an. Man hätte so etwas noch nie erlebt, das dürfe doch nicht sein, das sei Diebstahl, man werde sich beschweren usw. Alles auf gut Russisch. Der Mann nahm sich zusammen, keine Schimpfwörter zu gebrauchen. Er wusste aus Erfahrung, dass man Beamte um keinen Preis in der Welt reizen durfte. Sonst würde alles beim Bezahlen unterm Tisch noch teurer.

- Haben Sie Plastictüten? - fragte die Beamte. - Füllen sie aus den Taschen je fünf Kilo in die Tüten ab und geben sie jedem Kind eine. Und sie legen die Foto- und die Handtasche aufs Band. Viereinhalb Kilo. Also können sie noch fünfeinhalb in eine weitere Tüte stecken. -

Nun kam der Rest der Handtaschen aufs Band. - Zusammen mit dem andern Gepäck haben Sie 14 kg Übergewicht. Macht 140 \$.

Nun ging es an ein erneutes Feilschen. Der Mann versuchte verzweifelt, die Frau zu einem Deal à la russe zu bewegen, doch die blieb hart. Sie

hatte ihren Job zu verlieren, er nur 140 \$. Das psychologische Gewicht des Streits wirkte zu ihren Gunsten.

Während die Sibirjaken noch einen letzten vergeblichen Versuch machten, die für sie exorbitante Summe hinunter zu markten, verwickelte ich die Burjatin in ein Gespräch. Ich erklärte ihr, dass wir Transitpassagiere seien, dass wir nur das Handgepäck und dass ich noch nie etwas von einer Fünfkilolimite gehört hätte.

Während die Burjatin ihre Antwort zurechtlegte, winkte ich Vreni, sie solle schnell nach vorn kommen.

Die Burjatin erklärte, der Flug sei lang, 6000 km, der Pilot müsse genau wissen, wie viel Gewicht er im Flugzeug habe, sonst gehe unterwegs der Sprit aus. Ich erwähnte meine Fototasche, die ich nie im Leben als Gepäck aufgeben werde, nie, denn darin liege mein Arbeitswerkzeug. Ich sei Fotograf.

- Wie schwer ist die denn, wollte die Burjatin wissen. Der Mann neben mir war wutentbrannt am Herauszählen seiner 140 \$. Ich legte die Tasche aufs Band. Siebeneinhalb Kilo.

- Leg' noch Deine Handtasche dazu, bat ich Vreni, die schon neben mir stand. Zusammen hatten wir nun neun Kilo. Schnell holte ich noch die Kulturbeutel und die Bücher aus den Reisetaschen und legte sie auf den Boden, dann stellte ich die Taschen aufs Band. 19 Kilo. Die Kulturbeutel kommen in eine Tüte, werden gnadenlos gewogen und ergeben das letzte Kilo. Die Bücher gehen ungewogen mit.

Nachdem ich den Gang der Dinge schon hatte beobachten können, bezahlte ich ohne Kommentar, glücklich, noch die drei Kilo Bücher am Band vorbei geschmuggelt und die lange Reihe hinter uns überholt zu haben. Die Reisetaschen mit dem Notwendigsten verschwanden auf dem Förderband.

Die Fahrt ging wieder aufwärts ins erste OG, wo nun etwas Leben eingekehrt war. Drei Schalter waren geöffnet, darunter der für den Sibair-Flug. Wir liessen das Gepäck und die Bücher durch die Maschine. Vreni fragte die Beamte am Schalter, wieso wir als Transitpassagiere hätten aus- und wieder einchecken müssen.

- Das war nicht nötig. Sie hätten gleich hierher kommen können. -

Im Flugzeug reisten auffallend viele Familien. Gut ein Viertel der Passagiere waren Kinder. Sie alle flogen mit den Eltern zu ihren Verwandten in die Sommerferien, sie alle hatten natürlich zu viel Gepäck, doch zum Glück arbeiteten sie in Deutschland und konnten zahlen. Sibair weiss das, verkauft die Tickets billiger als ihre Konkurrenz und kassiert am Check-in nach.

Die Kinder waren für ihr Alter äusserst gesittet. Reste der sowjetischen Erziehungsprinzipien, die durchaus auch ihre angenehmen Seiten hatten. Man stelle sich vor, auf diesen sechseinhalb Stunden Flug Italiener, Schweizer oder Franzosenkinder an Bord zu haben. Ablenkenden

Schnickschnack wie Bildschirme und Kopfhörer gab es in dieser Tupolew nicht. Die Verpflegung war spartanisch. Für die Kinder allerdings floss die Cola reichlich. Selbst uniformierte Russinnen mögen Kinder.

Die Passkontrolle in Nowosibirsk dauerte wie immer äusserst lang. Zum Glück hatten Vreni und ich chinesische Fächer dabei, denn im Raum vor den Schaltern war es heiss und feucht. Wir ernteten viele neidische, aber auch einige hasserfüllte Blicke für unser aristokratisches Gehabe. Da und dort ist die alte sowjetische Einstellung gegenüber allem, was nach verfeinerter Lebenskultur aussieht, noch recht lebendig.

Einen grünen Korridor gab es hier, im Gegensatz zu Moskau, noch nicht. Auch die Formulare für die Angabe von Devisen und Wertsachen mussten ausgefüllt werden.

Eine gute Stunde nach der Landung sassen wir in Pjotrs altem Mercedes, dessen Klimaanlage immer noch lief.

- Euer Zimmer ist jetzt mein Arbeitszimmer, - sagte Elena, - denn Aljoscha ist ausgezogen, lebt mit seiner Frau in der Stadtwohnung, die er hatte kaufen können. Er ist zur Zeit in leitender Stelle in einer fettverarbeitenden Fabrik tätig und Tatjana arbeitet als Marketing Manager für Coca Cola des Bezirks, hat also den Lehrerinnenberuf auf später verschoben. Gestern ist sie nach Omsk abgereist, wo eine Produktionsstätte nicht zufriedenstellend läuft. Modest, der Liedersänger, ist Generaldirektor eines Lebensmittelkombinats geworden, das aus einer Kolchose heraus wuchs. Er kam gerade heute von Brüssel zurück, wo er eine neue Produktionsanlage für Majonnaise kaufen musste. Jana ist als Juristin in Modests Betrieb beschäftigt. Sie weilt gerade in Moskau, wo man sie mit guten Angeboten überhäuft. Ihr Mann Maxim ist Rechtsberater in Modests Betrieb und Dozent für Marketing an einer Fachhochschule. -

Wir erfuhren, dass sich da eine tüchtige Seilschaft zusammen gefunden hatte, Menschen, die einander vertrauen und einander helfen konnten.

Pjotr erzählte, dass er wegen irgend eines erfundenen Vergehens in seinem Geschäft von der Polizei schwer gebüsst worden sei. Jana habe sich der Sache angenommen, einen Brief an den zuständigen Richter geschrieben und das Verfahren sei eingestellt worden. Langsam machte sich offenbar rechtsstaatliches Denken breit, wenn man einen guten Juristen zur Hand hatte.

Als wir zu Hause ankamen, hatten wir schon einiges über die Familie und ihre Entwicklung seit unserem letzten Besuch vernommen.

Pjotr hatte einen alten Normal-8-Projektor aufgetrieben, so dass wir am Abend ausgeschlafen die alten Filme ansehen konnten, die mein Vater vor und nach dem 2. Weltkrieg gedreht und die ich mitgebracht hatte. Sie machten auf unsere Gastgeber einen grossen Eindruck, hatten sie sich doch nicht vorstellen können, dass das Leben in der Schweiz vor 50 - 60 Jahren viel einfacher war, die meisten Menschen nicht in besseren

materiellen Umständen lebten, als die Russen, in der Stadt wie auf dem Land.

Eine Freundin Elenas lebte in Zürich. Ihren Mann, einen Schweizer EDV-Fachmann, hatte sie vor etwa 25 Jahren in Moskau kennen gelernt, wo sie mit Elena studierte. Im Frühjahr waren sie und Pjotr bei ihm auf seinem Bauernhof zu Besuch gewesen. Elena erzählte, dass er sich immer mehr in eine Art schweizerischen Oblomow verwandle, sich in seinem Haus verschanze, in dem alles noch aussehe wie zur Zeit, als seine Frau noch hier lebte. Nur füllten sich die Zimmer immer mehr mit Zeitschriften, Büchern, Computerausdrucken und Staub an, denn er werfe nichts weg.

Er hatte ihnen erzählt, dass eines Tages ein Nachbar zu ihm gekommen sei, der eine Katze von seinem Hof gehabt hatte. Er bat den Besitzer des Hofes, ihm einen Quadratmeter Boden zu verkaufen.

- Weshalb ein Quadratmeter? -

- Meine Katze ist gestorben. Ich will sie hier beerdigen, wo sie einst das Licht der Welt erblickt hatte und will sicher sein, dass ihr Grab nie gestört werden wird. -

Der Hofbesitzer redete ihm die Idee aus, weil der Verkauf eines Quadratmeters Boden grosse Umtriebe und Kosten verursachen und den Wert des umliegenden Lands vermindern würde. Er habe jedoch eine andere Idee. Die Katze könnte unter der grossen Linde hinter dem Haus beerdigt werden. Die sei geschützt und würde sicher nicht so schnell entfernt.

Nach zwei Tagen kam der Mann mit einem eigens für seine Katze gefertigten, schönen Sarg. Gemeinsam gruben sie unter der Linde ein Loch, versenkten die Tote und errichteten ein kleines Grab, das er Elena und Pjotr mit Stolz zeigte.

Leider wirkte der skurrile EDV-Mensch auf Elena immer verbitterter. Er pflegte sein Idealbild einer Sowjetunion, die es so nie gegeben hatte, litt unter dem Verfall der Sitten und dem Siegeszug des Kapitalismus in Russland. Elena bestritt nicht, dass man sich auch eine andere Befreiung der Russen von der Vergangenheit hätte wünschen können, als den Pakt mit dem amerikanischen Colt-Kapitalismus. Denn die immer rasantere politische, oekonomische und technologische Entwicklung, welche die Menschen in einen sich schneller und schneller drehenden Wirbel hineinziehe, führe zu einer zunehmenden Entfremdung der Generationen von einander. Der familiäre Kitt der Lebenserfahrung, die von den Älteren an die Jüngeren weiter gegeben werde, halte nicht mehr. Pjotr erlebte am eigenen Leib, wie der Sowjetbürger mit seinem nicht mehr umsetzbaren Erfahrungsschatz für die junge Generation tüchtiger, intelligenter und weltöffener Akademiker, die sich ins Geschäftsleben gestürzt hatten und erfolgreich Karriere machten, zu einem erratischen Block geworden war, der ihnen nichts geben könne als seine Liebe. Viele junge Leute seien kalt und berechnend geworden, was an sich keine russischen Charaktereigenschaften wären. Wo er in seinem Auto ruhig in der Warteschlange vor der Fähre, die zu seiner Datscha führe, warte,

drängten sich die jungen Fahrer teurer Geländewagen und Mercedes-Limousinen forsch nach vorn. Sogar bei seinem Sohn und dessen Freunden stelle er dieses Verhalten fest. Ist es aber deshalb sinnvoll, der guten alten Zeit nachzutruern, besonders wenn man sie, wie der EDV-Mann nur aus der Literatur und einem Jahr Leben als Student an der MGU kennt? Wohl kaum, meinte Pjotr. Wenn ein altgedienter Facharbeiter dem Kommunismus nachtraure, könne man das gut verstehen. Bei Leuten wie dem Schweizer, und solche gebe es auch in Russland noch, sei das jedoch pure Romantik.

- Ach, lassen wir das Gespräch. Wie sind wir überhaupt auf diese Katzensgeschichte gekommen? – fragte Pjotr. - Trinken wir ein Glas auf Eure Ankunft.

Am nächsten Tag kamen Alexandra Sergeevna und ihre Nichte Swita aus Burjatien zu Besuch, wo wir voriges Jahr zu Besuch gewesen waren. Swita hatte die Aufnahmeprüfung an das Institut für Biologie der Nowosibirsker Universität mit Bestnoten bestanden, systematisch vorbereitet von Elena. Auch Alexandra Sergeevnas Sohn Modest erschien mit seiner Frau Ira zum Nachtessen. Wir sahen sie zum ersten Mal. Sie war eine etwas mollige, quirlige Frau mit üppig wildem, blondem Haar, einem sehr ausdrucksvollen Gesicht, in dem grosse, blaue Augen sasssen, welche die Umwelt aufmerksam musterten. Über Ira, die Schauspielerin mit Auszeichnung, hatten wir viel gehört, fast nur Negatives. Sie wurde als exzentrisch, überheblich, undurchsichtig und kalt geschildert. Bei Tische sprach sie kein Wort. Vreni und ich wandten uns mit Fragen über ihr Berufsleben an sie, erhielten aber überaus knappe Antworten, so dass wir uns wieder andern Gesprächspartnern zuwandten.

Nachts sprachen wir lange über die rätselhafte Frau. Vrenis Hypothese, sie sei vielleicht ganz einfach keine Intellektuelle und mit dem Niveau des Diskurses in diesem Haus sowie der eingeschworenen Gemeinschaft, mit der sie sich auseinander zu setzen hatte, in die hinein zu wachsen und in der sich einen Platz zu schaffen nicht einfach war, überfordert, schien mir den Kern des Verhaltens von Irina besser zu treffen, als Pjotrs eher pauschale Verurteilung ihres Charakters. Andererseits konnte ich mir nicht vorstellen, dass eine Schauspielerin ihres Rangs dumm sein könne. Wahrscheinlich waren wir ihr einfach zu spiessbürgerlich.

Das Treffen mit Marina, der Montessori-Pädagogin, Kindergärtnerin und begabten Balladensängerin - wir hatten sie vor Jahren auf Tolstojs Landgut Jasnaja Poljana gehört -, fand im Kinderspital von Nowosibirsk statt. Marina hatte dort mit Hilfe von Sponsorn einen Kindergarten für kleine Langzeitpatienten eingerichtet, den sie uns zeigen wollte. Wir waren einmal mehr erstaunt, was diese äusserst rührige Frau alles machte. Wenn sich irgend eine Idee in ihrem Kopf festsetzte, wurde sie verwirklicht. Marina fand immer Sponsoren. Ihr geschiedener Mann war ein berühmter Hirnchirurg, ihre vielen Liebhaber hatten zum Teil einflussreiche Stellungen und gute Beziehungen. Sie war aber nicht nur ideenreich, sondern auch sehr geschäftstüchtig. Ihren Montessori-Kindergarten hatte sie von Anfang an für wohlhabende Eltern konzipiert

und verdiente als Kindergärtnerin entsprechend gut. Wenn sie sich von einem Projekt zurück zog, weil ihr Temperament sie zu etwas neuem trieb, sorgte sie indes immer für gute Nachfolgerinnen, die es weiter führten.

Sie selber lachte beim kühlen Bier über ihre Rastlosigkeit und hielt sich für ein wenig verrückt. Wir waren sicher, dass sie uns im kommenden Jahr wieder ein neues Projekt zeigen würde.

Wir waren ziemlich erschöpft hierher geflogen und genossen die ersten Ferientage, an denen Elena und Pjotr noch arbeiten gehen mussten und wir Zeit fürs Flanieren und Lesen hatten. Am dritten Tag entlud sich ein heftiges Gewitter über der Stadt. In kürzester Zeit war der Hof zwischen den Häusern ein See, die Strassen verwandelten sich in reissende Bäche. So schnell er kam, war der Spuk auch wieder vorbei. Lediglich die grossen Wasserlachen auf den Bürgersteigen und Kreuzungen, welche die Fussgänger zu allerlei Umwegen zwangen, sofern sie nicht einfach die Schuhe in die Hand nahmen und hindurch waten, zeugten noch vom Wolkenbruch.

Elena hatte als Vertreterin des Schulwesens eine Sitzung beim Bürgermeister, an der alle Stadträte und die Vertreter der wichtigsten Kreise wie Gesundheit, Erziehung, Bau, Wirtschaft usw. über die Probleme der Stadt sprachen. Die sind gigantisch. Die ganze Infrastruktur ist veraltet. Die Jungen ziehen weg nach Westrussland oder ins Ausland, die Geburtenrate sinkt, während der Anteil Betagter an der Bevölkerung rasch wächst.

Elena plädierte an diesen Sitzungen für Offenheit. Statt den Nowosibirskern schöne Märchen zu erzählen, sollte man sie über den Zustand der Stadt ins Bild setzen und an ihre Initiative appellieren. Man könne, sagte sie, vom Stadtpräsidenten doch keine Wunder erwarten, sondern jeder müsse dort, wo er es vermöge, seinen Beitrag leisten. Der Sowjetmensch, der alles von ‚Oben‘ erwarte, müsse umlernen.

Ein Beispiel für das, was Elena meint, hatten wir in der Metro gesehen, wo ein Wettbewerb über die Monitore flimmerte, in dem Preise gewinnen konnte, wer die schönsten und gepflegtesten Hauseingänge vorzuweisen hatte.

Ein anderes war das Treppenhaus bei Elena und Pjotr. Wir hatten bei unserer Ankunft darüber gestaunt, dass an der Haustüre ein funktionierendes Schloss, auf den Etagen neue Lampen montiert und die Wände gestrichen worden waren. Pjotr erzählte, wie das gekommen sei. Er und Elena hatten an mehreren Bewohnerversammlungen alle Parteien bearbeitet, Geld für die Sanierung des Treppenhauses zu spenden, das mit seiner Finsterheit und seinem Uringestank alle täglich ärgerte. Mit viel Überredungskunst war es gelungen, mit zwei Ausnahmen alle zum Zahlen zu bringen und die Arbeit zu vergeben.

Am Abend konnten wir mit Jana und Maxim über die Entwicklung der Rechtsstaatlichkeit reden. Wir erfuhren, dass der Jurist vor allem die Aufgabe habe, seinem Auftraggeber Lücken im gesetzlichen Netz und Umgehungsmöglichkeiten zu zeigen. Dass das auch im Westen so sei,

wussten die beiden, doch hier, in Russland, sei der Gesetzgebungsprozess noch chaotisch und es brauche enorm viel Zeit, all die Gesetze, Verordnungen und Ukase zu kennen, die laufend erlassen würden, sich manchmal widersprüchen und auf die sich jederzeit irgend jemand berufen könne.

Bei der öffentlichen Hand bestehe ein Problem der Kontrolle darin, dass es keine öffentlich zugänglichen Budgets und Rechnungslegungen gebe, so dass fast niemand wisse, wieviel Geld eingenommen und für was es ausgegeben worden sei. Die Seilschaften an den Schalthebeln hätten so fast unbegrenzte Möglichkeiten, sich Geld, auch für private Zwecke, zu beschaffen.

Einschiffen! Das Schiff erwies sich als einst gemütlich eingerichteter, nun aber ziemlich heruntergekommener Kasten mit Baujahr 1964. Die Hülle stammte aus Ungarn, der Diesel aus der DDR. Der Kahn machte 20 km/h und fuhr nur, wenn kein Nebel lag, da kein Radar vorhanden war.

Vreni und ich erhielten eine Suite, bestehend aus einem Schlafzimmer, einem kleinen Salon mit Ausziehsofa und einer Dusche/WC. Die Dusche war einmal ein Bad gewesen, doch war die Wanne durchgerostet und entfernt, der Boden mit Fliesen belegt worden, die gegen den Ablauf hin geneigt waren. Schnell machten wir unsere Tests, bevor wir die Suite akzeptierten. Die Armaturen funktionierten, das Licht brannte, warmes Wasser gab es auch.

Pünktlich um 19 Uhr lief das Schiff aus. Am Ufer promenierten mehrere Hochzeitspaare mit ihrem Anhang, liessen sich fotografieren. Viele Menschen standen an der Reeling und winkten den abreisenden Passagieren. Das Schiff hatte ihrer nicht besonders viele. Ausser uns noch sieben Touristen, alle Russen, dann 23 Passagiere, mehrheitlich in der dritten Klasse - schon zur Sowjetzeit hatte es drei Klassen gegeben! -, Verkäuferinnen und Verkäufer, welche nach Salechard auf einen Markt fuhren, dessen Verkaufsgut auf einem zweiten Schiff in einem grossen Container untergebracht und schon unterwegs war. Sie würden, wie wir später hörten, mit dem Schiff wieder zurück reisen und in allen Städten, wo das Schiff hielt, ihren Markt betreiben. Insgesamt sechs Wochen würde ihre Reise dauern.

Der hübsch eingerichtete Speisesaal war fast leer, denn die Passagiere der dritten Klasse verköstigten sich auf ihren Zimmern, wobei wir mit der Zeit feststellten, dass da verschiedene Deals mit der Küchenmannschaft liefen. Das uns servierte Nachtessen war einfach, aber schmackhaft. Alkohol gab es keinen, doch hatte Pjotr da vorgesorgt.

Unsere Zufriedenheit nahm nachts ein Ende. Auf dem ersten Unterdeck, gleich unter unserer Suite, war eine Disco eingerichtet worden. Diese dröhnte und hämmerte grauenhaft. Wir gingen aufs Oberdeck, um die Landschaft und den Sternenhimmel zu betrachten, der sich gewaltig über der Landschaft wölbte.

So gegen 22 Uhr legte das Schiff an einem Tanker an, der im Fluss vertäut war. Eine Ankerwinde war nicht betriebsfähig, die andere

klemmte, was die Mannschaft, Studenten der Seefahrerschule Nowosibirsk, in grosse Aufregung versetzte. Es gelang ihnen nach über einer Stunde, die Winde zu lösen und den Anker hinunter zu lassen. Nun wurden Schläuche gelegt, wurde das Schiff voll getankt. Mit Anbruch des Tages weckten uns Kommandi und der Lärm der Ankerkette, deren Winde immer an- und abgestellt wurde. Nach geraumer Zeit legte das Schiff ab und fuhr in die Taiga hinaus. Nachts war es kalt geworden, doch nun stieg die Temperatur auf 18° C. Vom Kapitän erfuhren wir, dass sich der Anker zwischen Felsen eingeklemmt hatte und fast nicht mehr hoch zu kriegen gewesen war.

Das Frühstück wurde zwischen 8 und 10 Uhr serviert. Diesmal gab es Eier mit Majonaisse, Käse, Brot, die ewige russische Kascha, Tee und heisses Wasser für den selbst mitgebrachten Nescafé. Unser Tisch lag am Fenster, so dass wir auch von hier aus die Landschaft geniessen konnten. Weil es jedoch, wenn die Sonne schien, im Saal recht heiss wurde, stiegen wir aufs oberste Deck, wo wir jeden Tag stundenlang stehen würden, um die Landschaft an uns vorbei ziehen zu sehen und den Himmel mit seinen grossartigen Wolkenbildern zu bestaunen, die es nur über endlosen Flächen gibt und die sich ständig verändern. Seit unserer Baikalsee-Reise mit dem Trimaran hatte ich nie mehr so viele Wolkenfotos geschossen. Wozu eigentlich?

Am Mittag kamen wir zur Abzweigung des Tom vom Ob. Vor ein paar Jahren waren wir mit einem ähnlichen Schiff hier ostwärts gefahren, um Tomsk zu besichtigen. Von Tomsk waren wir dann zu viert und viel Gepäck in einer Oka, einer Art russischem Fiat Topolino, nach Novosibirsk getuckert.

Nach dem schmackhaften Mittagessen lud uns Pjotr in die Bar zu einer Flasche Krimsekt ein. Es war 22. Juli, der Tag des Handels.

Selbstverständlich stand den Touristen eine quirlige, dicke Plaudertasche von Animatorin zur Verfügung. Dieses Relikt stammte ebenfalls aus der Sowjetzeit, wo die Animatorinnen und Animatoren die Aufgabe hatten, jede Minute des Tages mit Gruppenaktivitäten auszufüllen, vor denen es damals kein Entrinnen gab, und die Gesellschaft bis zum Einbruch der Nacht so müde zu machen, dass die Leute ins Bett sanken, statt zu saufen, zu randalieren und sich hinter die Frauen zu machen. Im Verlauf der Reise versuchte die Dame mehrmals, über Pjotr und Elena Druck auf uns auszuüben, damit wir an den Aktivitäten teilnahmen und brauchte lange, um sich daran zu gewöhnen, dass sich unsere russischen Freunde schon so weit vom Sowjetgeist emanzipiert hatten, dass sie sich anmassten, selber zu wissen, wie sie die Zeit zu gestalten hatten.

Die andern russischen Touristen machten bei den Animationsspielchen wie Kinder mit. Im Gang zwischen den Erstklass- und den Zweitklasskabinen hing die Animatorin ein Stimmungsbarometer auf. Einer hatte angeschrieben: ????????? ???????? ??? ?????? ???. Tags darauf stand darunter eine Zimmernummer und die Botschaft: ? ??? ????? ????? ???.

Ausser einigen Männern reisten auch etliche Frauen allein nach Norden und die Fahrt dauerte lang, das Blut wallte.

Auch Nachts verbrachten wir Stunden auf dem obersten Deck. Beim Ablegen hatte der Kapitän zwar erklärt, es sei verboten, nachts Passagiere zu führen, weil die Leuchtbojen nicht funktionierten - die Fischer hatten schon längst die Akkus für ihre Motorboote aus den Schwimmern geholt -, doch die Nacht war klar, so dass man die grossen Signale aus weissen Brettern am Ufer gut sehen konnte.

Beim Frühstück erzählte Elena, dass in Russland wie in den deutschsprachigen Ländern eine Rechtschreibreform durchgeführt werde. Das entsprechende Gesetz sei vom Parlament bereits verabschiedet worden - zur Freude der Lehrerinnen und zum Zorn der schreibenden Zunft. Eine Rechtschreibreform in Russland. Vreni und ich waren bass erstaunt. Im Vergleich zum Englischen und zum Deutschen gab es da sehr wenige Probleme.

Wir passierten ??????. Hier war Stalin eine Zeitlang interniert gewesen. Der Kapitän meinte, man hätte ihn hier lassen sollen. Er hätte dem Land enorm viel Unglück gebracht. Das sagte einer, der mit dem Untergang der Sowjetunion viel verloren hatte: den sicheren Job, das vom Staat regelmässig mit Reisenden gefüllte Schiff, ein gewisses Ansehen auf Grund seines Status als Kapitän. Es wäre schön, wenn sich auch das offizielle Russland endlich an die Vergangenheitsbewältigung machen würde. Der Stalinismus war eines der düstersten Kapitel der Geschichte der Menschheit. Deutschland hatte das „Glück“, dass Hitler sein Unwesen nur etwa zehn Jahre lang trieb, doch Stalin hatte von 1922 bis 1953 Zeit, als Massenmörder zu wirken.

Die Landschaft lud zur Meditation ein in ihrer Grenzenlosigkeit und eigenartigen, nie langweilenden Monotonie. Man verlor jedes Zeitgefühl, sass stundenlang da und wunderte sich, dass es plötzlich Zeit fürs Abendessen war.

Plötzlich tauchte ein kleines Passagierschiff auf, weiss gestrichen mit einer Flagge, die ein rotes Kreuz zeigte. Ein Transparent verkündete in grossen Lettern, das sei die schwimmende Klinik. Sie fuhr von Dorf zu Dorf und bildete für viele Menschen die einzige medizinische Versorgung - in den eisfreien Monaten. Der Kapitän sagte, dass es eine Ärztin, einen Chirurgen, eine Hebamme, Pflegerinnen und einen Zahnarzt an Bord habe.

Im Unterdeck stampfte die Disco. Nach der ersten Nacht hatte Pjotr mit der Animatorin gesprochen und sie gebeten, diesen Unfug einzustellen. Er hatte gegen Mitternacht hineingeschaut und gesehen, dass kaum Leute da waren. Die Animatorin verteidigte ihr Unterhaltungsgefäss mit allen Mitteln. So wandte sich Pjotr an den Kapitän und handelte mit ihm einen Kompromiss aus: Disco von 20 - 22 Uhr. Das funktionierte. Als Ersatz wurden dann einfach in der Bar die Lautsprecher aufgedreht, wenn genügend Passagiere anwesend waren, damit die Animatorin ihres Amtes walten und Partyspiele organisieren oder ein junges Paar als Vortänzer

auftreten lassen konnte. Die Bar hatte für Vreni und mich den Vorteil, dass sie am Heck lag, während sich unser Zimmer im Bug befand.

Am Morgen des 24. Juli landeten wir in Alexandrowka. Es war heiss, bis Gewitterwolken die Sonne verdeckten und etwas Wind aufkam. Das Dorf machte einen heruntergekommenen Eindruck. Am Ufer überall Schrott. In den Läden kaum Auswahl. Aber da lebten auch Menschen, hatten Kinder, kämpften ums Überleben. Schklowski sagte einmal treffend, dass man sich im elendsten Loch zu Hause fühle, wenn man eine Weile darin gelebt habe. Zum Glück ist das wahr.

An Bord erzählte uns eine alte Passagierin, die in Prochorovka aufgewachsen war, wie gross hier früher der Fischreichtum gewesen sei. Sterlet und Stör hätte es in grossen Mengen gegeben. Heute sei der Fang dieser beiden Fische mit Androhung hoher Geldbussen untersagt. Hier habe es früher ein Straflager gegeben. Unbotmässige Gefangene habe man auf die Insel des Todes im Fluss gebracht, wo sie elendiglich umkamen. Auch wer es schaffte, schwimmend ein Ufer zu erreichen, hatte eine Höllenfahrt durch Sümpfe und Urwald mit Milliarden Mücken zu bestehen, was kaum jemand überlebte. Herr dieses Gebietes sei nicht der Wolf, sagte die alte Frau, sondern der Bär. Früher hatte man viel Wald gerodet und Holz verarbeitet, nun herrschte das Chaos. Private Brigaden kauften Rodungsrechte, brachten das gute Holz ans Ufer und liessen das andere liegen. Niemand forste mehr etwas auf. Die jungen Leute haben das Dorf verlassen und es verfallene.

Wenn man die gigantischen Distanzen in diesem Land erlebte, erstaunte es, in wie kurzer Zeit es den Bolschewiken gelungen war, es bis in den hintersten Winkel zu besetzen, zu alphabetisieren, Elektrizität überall hin zu führen und eine medizinische Grundversorgung einzurichten. Jelzin gelang es, das ganze Werk in nur 10 Jahren wieder verfallen zu lassen. Nur die Flüsse, die zur Zeit der stalinistischen Industrialisierungsprojekte verschmutzt worden waren, hatten ihren beklagenswerten Zustand bewahrt.

Nach der Abfahrt - wir fuhren nun nach Westen Richtung Ural - erhob sich ein heftiger Sturm, so dass man auf Deck kaum mehr stehen konnte. Nach fünf Stunden Fahrt erblickten wir die Skyline von Nischnewartowsk. Diese Stadt war vor etwa 25 Jahren aus dem Boden gestampft worden. Ein Wohnblock reihte sich an den andern. Wovon die Menschen hier lebten, wussten wir nicht. Wahrscheinlich von der Holzverarbeitung und vom Öl.

Tatsächlich erblickten wir zwei Stunden später da und dort gewaltige Fackeln von Ölproduktionsstätten, die den Abendhimmel rosa färbten. Wir passierten die Stadt Megion. Der Verkehr auf dem Fluss wurde reger. Viele Tanker erschienen. In der Kabine sank das Thermometer auf 15 ?.

Der Morgenhimmel hing tief und bleischwer über dem breiten Fluss. Links und rechts dehnten sich endlos die Sümpfe aus. Der Boden schien buchstäblich im Wasser zu versinken. Als Surgut am Ufer auftauchte,

drang die Sonne durch die Wolkendecke und liess das hohe Gras da und dort saftig grün aufleuchten.

Gegen Abend spürten wir unter den Passagieren und bei der Mannschaft Aufregung. Am südlichen Ausläufer des Belogorskij materik, der hier bis ans Ufer reichte, etwa fünf Kilometer vor der Einmündung des Irtysch in den Ob, sollte die erste „grüne Landung“ stattfinden. In der Ferne war schon die Silhouette der Stadt Chanty-Mansijsk erkennbar. Das Ufer fiel hier steil ab; es gab keine Sandbänke, so dass das Schiff, nachdem es geankert hatte, ganz an den Waldrand heranfahren und seine Brücke in Position bringen konnte. Matrosen hasteten an Land und vertäuten es an einem dicken Stamm. Vom Ufer konnte man durchs Gebüsch auf eine Wiese mit meterhohem Gras emporkraxeln, auf der eine verfallene Hütte stand. Pjotr entfernte sich mit seiner Angelrute, Vreni und Elena gedachten den Wald zu erkunden, während ich die Zeit zum Lesen benützte, weil die Mücken nicht bis auf Deck vordrangen. Der Wald erwies sich als unpassierbar ohne Buschmesser, der Fluss gab keinen einzigen Fisch her. Das Schiff blieb hier bis zum Morgen liegen

Pjotr und Elena erschienen unausgeschlafen zum Frühstück. Sie erzählten, dass in der Bar irgend etwas gefeiert und bis um halb vier Uhr morgens getanzt worden sei.

Chanty-Mansijsk war eine grosse Hafenstadt. Der Gouverneur des Bezirks, zu dem sie gehörte, solle der reichste Russlands sein. Er herrschte über grosse Mengen Öl und Gold, Holz und Fisch. Schon vor der Landung waren vom Schiff aus elegante Strassen und schön gestaltete, moderne Wohnblocks auszumachen gewesen. Die vergoldeten Kuppeln einer neuen Kirche blinkten in der Sonne wie Leuchtturmscheinwerfer. Beim Aussteigen stolperten wir über Stapel von Randsteinen und Bodenplatten aus Granit. Man war daran, die Uferanlage neu zu gestalten. Die Kandelaber, die an die Place de la Concorde erinnerten, standen schon. Allerdings wurde auch vom Gouverneur des Krasnojarskij-Kraj behauptet, er sei der reichste von allen. In Krasnojarsk hatten wir auch viele schicke Strassen vorgefunden. Dort war die Quelle des Reichtums das Aluminium, dessen Verhüttung mit vielen ökologischen Problemen verbunden war.

Es wurde eine Stadtrundfahrt geboten. Die Stadt lag etwa hundert Meter über dem Fluss auf einem gigantischen, bewaldeten Sandhaufen. Hier befand sich eine berühmte Biathlonist/innen-Kaderschmiede. Das Stadion war ganz neu und ohne Rücksicht auf Kosten erstellt worden. Überall wurde gebaut. Die Qualität der postmodern gehaltenen Bauten war wie in der Schweiz oder in Deutschland. Man erzählte uns, dass ein grosser Mangel an qualifizierten Arbeitskräften herrsche. Die Bausaison dauere nur etwa vier Monate. So würden Schiffsladungen türkischer Saisoniers hergeführt, damit rasch gearbeitet werden könne. Diese Arbeitskräfte tranken nicht, weshalb man sie den Einheimischen vorzöge!

Man führte uns zum kleinen Freilichtmuseum. Früher hatten hier Chanten und Mansen, Naturreligionen zugehörnde Ureinwohner, gelebt, von denen es jetzt nur noch je ein paar Tausend gab. Die Führerin, eine

Chantin, sang uns ein Lied in ihrer für uns völlig unverständlichen Sprache. Sie erzählte, dass dem Gesang in der chantischen Familie grosse Bedeutung zugekommen sei: Singend unterwies die Schwiegermutter ihre neue Schwiegertochter, singend erzählte man einander Geschichten. In der Hütte, in die sie uns führte, waren wunderschön gefertigte Kleider aus Pelz und ausserordentlich schön verziertem Elchleder zu sehen, ferner Gebrauchsgegenstände aus Holz, wie wir sie vom Berner Oberland her kannten. Man zeigte uns Bündel aus hauchdünnen Hobelspänen, welche die Chanten als Putzlappen- und Klosettpapier-Ersatz benützten. Während der Menstruation und für die Geburt zogen sich die Frauen in ein Frauenhaus zurück, das etwas abseits lag.

Man zeigte uns die Rekonstruktion einer Opferstätte mit Totempfählen. Hier wurden Elche und Hähne geopfert. Die Frauen durften diese Stätte nicht betreten.

Auf der Weiterfahrt wunderten wir uns darüber, dass kein Haus dem andern glich. Wir erfuhren, dass die Bauordnung verlange, dass sich jede Fassade von den umliegenden unterscheiden müsse. Die grossen Holzbaracken der Sowjetzeit seien alle geräumt und die Bewohner umgesiedelt worden. Angeblich gebe es pro Familie in dieser Stadt mit 350'000 Einwohnern zwei Autos und ein entsprechendes Verkehrschaos. Zur Zeit weile aber jedermann, der es sich leisten könne, irgendwo in den Ferien, um Energie für den langen Winter aufzutanken, der bereits Ende August einsetzen könne. In den Läden und den Kiosken am Strassenrand fiel uns die tadellose Ordnung auf. Der Stadtpräsident wolle eine saubere und ordentliche Stadt, erklärte die Führerin. Das Leben hier sei angenehm, aber fast so teuer wie in Moskau. Man führte uns mit Stolz zum zentralen Platz, umsäumt von modernsten Neubauten und mit Marmor belegt. Im Souvenirgeschäft wurden Schnitzarbeiten aus Elch- und Mammutknochen verkauft, die Szenen aus dem Leben der Chanten und Mansen zeigten. Eine Kollektion traumhafter Batik-Shawls war leider unverkäuflich, die Bilder ortsansässiger Künstler hätte man haben können, sie entsprachen aber unserem Geschmack nicht. Der Geist des sowjetischen Realismus scheint noch immer nicht aus den Kunstakademien vertrieben worden zu sein. Vielleicht ist das gut so, denn neun von zehn Touristen kaufen diese Produkte gern. Sie sind im übrigen auch nicht viel fragwürdiger als die Werke des heiligen Schweizers Hans Erni.

Als wir das Schiff wieder bestiegen, brannte die Sonne noch immer heiss auf die Steine am Ufer. Erst nachdem wir die Mündung des Irtysch passiert hatten, um 22.20 Uhr, ging sie unter.

Die Passagiere auf dem Unterdeck waren sauer. Sie hatten die Stadtrundfahrt, die in unseren Tickets inbegriffen war, bezahlen müssen. Gesagt hatte man ihnen das aber erst am Ende der Fahrt, weil die Animatorin dem Fahrer eine gewisse Zahl Passagiere zuführen musste und wohl kaum ohne Grund befürchtete, die Verkäuferinnen und Verkäufer würden sich weigern mitzufahren. Die Aufregung war sicher verständlich bei den Leuten, die sich nie in die Bar wagten. Zwei Näherinnen hatten

sogar einen Kühlschrank in ihre Koje gestellt, um Fisch, den sie unterwegs kauften, einlagern zu können. Bei denen aber, die jeden Abend in der Bar recht fleissig dem nicht ganz billigen Bier und Sekt zusprachen, war das Theater eher lächerlich, das sie veranstalteten. Sie beruhigten sich auch spätestens nach dem Essen in der Bar wieder.

Am kommenden Tag erreichte das Schiff die Verzweigung des Ob' in den grossen und den kleinen Ob'. Die Schifffahrt wurde durch den kleinen Ob' geleitet, der grosse war zwar wesentlich breiter, aber zu seicht.

Wir erfuhren vom Kapitän, dass die Nowosibirsker Reederei vier Schiffe des Typs Paris besessen habe. Früher hätte der Typ Patrik geheissen, zu Ehren des afrikanischen Revolutionärs und Liebkindes der Sowjets Patrik Lumumba. Das unsere, Michail Kalinin, dann die Nikolaj Maslenicov, mit der wir einst nach Tomsk gefahren waren, und noch zwei. Eine private Reederei habe alle vier Schiffe gekauft, drei davon aber in Häfen vertäut und als Restaurants zu betreiben begonnen. Diesem Schiff, meinte er, werde wohl das gleiche Schicksal blühen. Eine Totalrenovation stehe an, die enorm viel Geld kosten dürfte. Die vierzigjährigen Motoren seien schwer zu warten, weil es schon lange keine Ersatzteile mehr gebe. Westtouristen habe es hier zu wenig und die wohlhabenden Russen ziehe es eher nach Süden ans Meer, als in den Norden. Die mit uns reisenden Touristen, ein junges Paar auf Hochzeitsreise, ein Mann mit jüngerer Freundin, ein allein reisender Hagestolz, eine ebenfalls allein reisende Dame mit hervorragenden Deutschkenntnissen und drei ältere, miteinander befreundete Damen, könnten sich die Fahrt auf einem renovierten Schiff sicher nicht leisten, die Verkäuferinnen und Verkäufer auf dem Unterdeck schon gar nicht - und deren Chefs reisten per Flugzeug ans Ziel. Für die 37 Passagiere standen 30 Mann Besatzung zur Verfügung. Die Küchen- und Servicebrigade versorgte nur gerade die elf besser bezahlenden Passagiere. Viel zu verdienen gab es also mit einer solchen Fahrt nicht.

Am Abend erreichte das Schiff die Mündung des Flusses Bogul'ka, das sich, vom Ural kommend, in den randvollen Ob' ergoss. An der Mündung zeigte ein Wegweiser nach Berjozova, wohin seinerzeit Peter der Grosse seinen Menschikow verbannt hatte.

Traumhaft war der Abend auf Deck. Die Sonne ging um 23 Uhr Ortszeit unter, während das Schiff einen Ankerplatz suchte, weil es erst für den nächsten Tag in Salechard angemeldet war. Kurz nach Mitternacht wurde der Platz gefunden - neben der Barke mit dem Container, in dem sich die Waren der Handelsreisenden verbargen. In der Bar ging es hoch her. Man tanzte. Vreni und ich konnten sich der schweisstreibenden Tätigkeit nicht entziehen. Als Belohnung für unsere Tanzkünste erhielten wir ein kurzärmliges Leinenhemd, eine gehäkelte Leinenmütze, ein kleines Bild ‚Birke am Bach‘ mit Blättern aus Bernstein und zwei Plakate. Wie immer in diesem Land waren wir herzlich empfangen und reich beschenkt worden. Schlaf gab es in dieser Nacht wenig, weil die Mannschaft der Barke und die des Schiffs einander schon einige Tage nicht mehr gesehen hatten.

Draussen auf Deck war es auch mitten in der Nacht nicht mehr ganz dunkel.

Schon um sechs Uhr lichtete die Michail Kalinin die Anker und fuhr nach Norden weiter. Es blies von dort ein ziemlich kühler Wind, Vorbote des Nordens. Bald holte uns ein Motorboot ein. Zwei Männer, die wie Inuit aussahen, verkauften über die Reeling schöne, frische Fische an die Passagiere des Unterdecks. Offenbar waren wir in eine Gegend gekommen, die vom Fischfang lebte. Am Ufer lag ein Fischerdorf nach dem andern. Es gab auch Siedlungen mit Tipi-Zelten, die nur für den Sommer gedacht waren und im Herbst abgebrochen wurden, wenn der Fluss zufror. Auch eine Schweinemast mit gut hundert in einem grossen Pferch frei herumlaufenden Schweinen machten wir aus. Gegen Mittag erreichten wir Muži. Das Schiff legte an. Am Ufer sicher hundert kleine Blech- und Holzhäuschen - die Garagen der Einheimischen für ihre Motorboote, die hier das einzige nützliche Verkehrsmittel darstellten.

Während das Schiff anlegte, kamen aus den Häusern zum Teil in prachtvolle Filzkleider gehüllte alte Inuitfrauen mit Rentierschuhen, -stiefeln und -pantoffeln, setzten sich neben die Treppe, die vom Hafen ins Dorf hinauf führte und boten diskret ihre Ware an. Man lebte hier von Fisch, von der Rentierhaltung - die jungen Männer waren zu dieser Sommerzeit mit den Herden unterwegs - und von der Herstellung von Glasperlenschmuck. So kamen die Menschen zu Bargeld für den Betrieb des lebenswichtigen Motorboots und die paar Produkte, die sie im Laden kaufen mussten. Das Dorf wirkte ärmlich, hatte aber ein ganz neues Spital und Kulturzentrum sowie eine ebenfalls neu erbaute schicke Bank. Im Ortsmuseum sahen wir sehr schöne Kleider aus Rentierfell, Filz und Stoff, auch Schmuck. Ein Armband war skytischen Arbeiten, wie wir sie in Kiew und Petersburg gesehen hatten, verblüffend ähnlich. Auch Gebrauchsgegenstände von Schamanen waren ausgestellt. Die Kuratorin des Museums erzählte, dass es in dieser Gegend heute noch Schamanen gebe.

In Chanty-Mansisk hatten wir Äpfel aus Kasachstan gesehen, hier gab es solche aus Tadschikistan. Auch schöner, frischer Fisch wurde gekauft. Maxim, der allein reisende Hagestolz, kaufte zehn Kilo davon. Später, beim Wodka mit ausgezeichnetem mariniertem Fisch erzählte er uns, dass er diese Menge Fische für die Mannschaft gekauft habe, deren Mitglieder nur gerade 1000 Rbl. pro Monat verdienten und sich natürlich solche Fische nicht leisten könnten. Eine Ärztin, die nach Salechard reiste, um dort Kleider zu verkaufen, hatte uns am Vorabend erzählt, sie habe auf dem Schiff zwar ein kostenloses Bett und Verpflegungsgeld von ihrem Arbeitgeber, könne aber keiner Nebenbeschäftigung nachgehen, um zuzuverdienen. Sie versuchte es, indem sie Kajüten putzte und in der Küche aushalf, doch viel wird sie dafür nicht bekommen haben. Jedenfalls werde sie sich nie eine Reise nach Westeuropa leisten können, seufzte sie. Das wäre ihr Wunschtraum.

Maxim hatte Geld. Er erzählte, dass er sich eben erst ein raffiniertes Oekohaus gebaut habe, wobei er sorgsam darauf achtete, keine

gesundheitsschädlichen Materialien zu verwenden. Das Haus war aus Holz gebaut. Sämtliche Balken und Sparren hatte er mit heissem Bienenwachs imprägnieren lassen. Das sei nicht gesundheitsschädlich wie all die Imprägnierlacke auf dem Markt, halte viel länger und rieche wunderbar.

Weiter ging die Fahrt, aber nicht lange. Plötzlich sahen wir am Ufer einen schwimmenden Container, der fast wie ein aufgetauchtes Klein-U-Boot aussah. Das Schiff legte in der Nähe an, liess die Brücke herunter und eine Karawane machte sich auf den Weg durch das zwei Meter hohe Gras bis zum Kontainer, aus dem zwei Männer auftauchten. Sie hatten in diesem Gefäss ein Kühlaggregat installiert und lagerten Fisch, den sie an die Besatzungen vorbeifahrender Schiffe verkauften. Pjotr erstand ein sicher drei Kilo schweres, schönes Exemplar, das er als das Beste vom Besten anpries. Was er denn damit anfangen wolle, fragte ich ihn entsetzt und dachte an den Fischtransport, den wir vor Jahresfrist im glühenden Auto von Ust Barguzin über Ulan Ude bis nach Encheluk hatten erdulden müssen. Den werde er den Gastgebern in Nowy Urengui bringen, war die verblüffend einfache Antwort. Während die Passagiere ihre Fische bezahlen mussten, wurde die Mannschaft gratis bedient, denn sie hatte schliesslich die Kunden gebracht.

Kaum waren die Käufer und Gaffer wieder an Bord, hatte das Schiff abgelegt, raste ein Motorboot mit zwei Inuit heran und heftete sich wie ein Blutegel ans Schiff, indem sich einer der Männer einfach an einem offenen Bullauge festkrallte. Mehrmals rief sie der Kapitän an, abzuhaue - ohne jeden Erfolg. Sie begannen mit den Verkäuferinnen und Verkäuferinnen zu handeln - mit Fisch. Obwohl alle damit schon eingedeckt waren, wechselten doch noch gute zwanzig Kilo den Besitzer. Als Bezahlung wollten die Männer Zigaretten und Wodka, mussten aber mit Geld vorlieb nehmen, weil die Käuferinnen weder das eine noch das andere hatten. Verzweifelt versuchten ihnen die Händler klar zu machen, dass sie hier in der Wildnis mit Geld wirklich nichts anfangen konnten. Es gab Geld.

Wir besuchten Elena und Pjotr in ihrer Kabine. Sie hatten bereits den gekauften Fisch ausgenommen, geschuppt, filetiert und in Würfel geschnitten, waren daran, ihre Kabine zu putzen. - Seht Ihr, das kommt jetzt in Gurkengläser, wird leicht gesalzen und mit Sonnenblumenöl übergossen. Öl und Gläser konnten wir der Ärztin abkaufen. Ihr werdet staunen, wie gut der so marinierte Fisch ist. - Nachdem die Gläser gefüllt waren und ich Kaffee gemacht hatte, begann Elena über die Passagiere zu erzählen. Sie hatten schon über alle die wichtigsten Informationen gesammelt, denn es war wichtig zu wissen wer mit welchen Absichten und allenfalls auch Hintergedanken da mit fuhr. Zwar fürchtete man sich nicht mehr wie zur Sowjetzeit vor Provokateuren und Denunzianten, aber es war immer noch nützlich zu erfahren, vor wem man sich in acht nehmen musste, wem man vertrauen, an wen man sich in irgend einem Notfall wenden, mit wem man vielleicht später einmal ein Geschäft machen konnte.

Als wir aufs Deck traten, war es 20.30 Uhr. Die Sonne schien stechend auf uns nieder, der Himmel war strahlend blau. Das Schiff legte an einer Stelle an, wo die Barke mit dem Container schon vor Anker gegangen war, an der dümmsten Stelle, die man hatte auswählen können. Dichteste Taiga erstreckte sich bis ans Ufer. Man konnte nicht einmal aussteigen. Der Sonnenuntergang um 23 Uhr war allerdings kinoreif. Bis in den Morgen hinein sassen wir auf dem Oberdeck und diskutierten darüber, wie man wohl die Michail Kalinin retten könnte, ohne die Lösung des Rätsels zu finden. Gut möglich, dass dies die letzte Fahrt des schönen Schiffs war.

Am 29. Juli war das Wetter schlecht. Die Sonne drang kaum durch die Wolken, es blies ein heftiger, kalter Nordwind. Es fiel uns auf, dass die ganze Mannschaft schmucke Uniformen trug, was sonst nur beim Kapitän, seiner Stellvertreterin und dem ersten Offizier der Fall war. Heute war Tag der russischen Flotte. Vor der Hafeneinfahrt von Salechard ging das Schiff vor Anker und musste, wie etliche andere, warten, bis irgendwo an einem Pier ein Platz frei wurde. Die Matrosen hissten zur Ehre des Tages die russische Flagge. Trotz des Feiertags herrschte im Schiff Hochbetrieb. Heute abend würden 40 weitere Gäste zusteigen, die Chefs der Verkäufer/innen und weitere, per Flugzeug angereiste Personen. Ihre Kabinen mussten bereit gestellt werden. Heute Nacht würde es wohl hoch hergehen, befürchteten wir. Ich zitierte Erenburg, ? ? ? ?, ? ? ? ? , ? ? ? ? , der irgendwo darüber staunte, wie dünn doch die Schicht sei, die über der wilden Menschheit liege und sich Kultur nenne. Manchmal brauchte es nur ein Gläschen zu viel Alkohol, um sie reissen und das Vieh in seiner ganzen Widerlichkeit zum Vorschein kommen zu lassen. Darüber, dass die Angst vor einem paranoiden Staatschef noch verheerendere Wirkung hatte, schrieb Erenburg nicht. Er wollte leben und wurde aus Angst vor dem Tod zum widerlichen Wendehals. Wir wussten nicht, dass uns in der kommenden Nacht ganz anderer Lärm wach halten würde, als der befürchtete.

In Salechard wimmelte es von Taxis. So nahmen wir eins und machten eine Stadtrundfahrt. Auch hier wurde intensiv und in perfekter Qualität gebaut, auch hier arbeiteten auf allen Baustellen fast nur Türken. Wir sahen viele schöne Wohnblocks. Als wir den Fahrer fragten, ob er sich eine Wohnung in einem solchen Block leisten könne, bejahte er das. Die alten Holzhäuser würden abgerissen, die Menschen in neue umgesiedelt, zu für sie tragbaren Mieten. Es gab eine grosszügig geplante, neue Kinderklinik, neue Schulhäuser, ein grosses Handels- und Kulturzentrum, das kurz vor der Eröffnung stand. Am Polarkreis, neben dem obligaten Denkmal, war ein hypermodernes Hotel hochgezogen worden. Im Ortsmuseum zeigte man uns wieder sehr schöne Inuit-Kleider. Besonders beeindruckend war die Ausstellung über den Bau der Eisenbahn Cum - Labyntangi - Salechard - Nadym - Idarka - Norilsk. Die Bahn wurde nie fertig gestellt und zerfiel. Mit ihrem Bau entledigte sich Stalin Tausender von Sträflingen, die im grauenhaften Klima in der Tundra starben wie die Fliegen. Wir sahen viele Fotos, welche die unvorstellbaren Lebensbedingungen dokumentierten, sahen Requisiten der Inhaftierten. Hier war ein Fetzen Papier, ein Bleistiftstummel oder eine

Streichholzschachtel schon von unschätzbarem Wert. Man sollte auch über die von Stalin durchgeführten Massenvernichtungen so offen und häufig reden, wie über den Holocaust. Er hatte mindestens so viele Menschenleben auf dem Gewissen wie Hitler. Sein Berater in Lagerfragen, Naftali Frenkel, hatte ihm geraten, Lagerinsassen seien zu zwingen, in den ersten drei Monaten nach der Ankunft bis zur völligen Erschöpfung oder zum Tod zu schufteten. Nachher seien sie wertlos und kosteten nur noch unnötiges Geld. Diese Theorie hatte Stalin gefallen und Frenkels Dienst durfte 8000 Lager einrichten, fast ausschliesslich Vernichtungslager, nur ohne Gas.

Nach dem Abendessen auf dem Schiff versammelte der Organisator der Reise und des Warenmarkts, ein cleverer und sympathischer Jude, die Touristen und Verkäufer/innen in der Bar zur Verleihung der Polarkreisdiplome. Er erzählte uns, dass er eben in Severo-Baikalsk eine Basis für Touristen aufgebaut habe und wollte genau wissen, was wir auf unseren Baikalarbeiten vermisst und was gut gefunden hatten. Fürs nächste Jahr riet er uns zu einer Reise Novosibirsk-Severo-Baikalsk mit der BAM, der Baikalar-Amur-Magistralen der Transsib. Die sei entgegen aller Gerüchte in Betrieb. In Severo-Baikalsk könnten wir uns an ihn wenden. Man prostete sich mit Krimsekt zu, tauschte Visitenkarten aus - und hörte nie mehr etwas voneinander.

In der Nacht erhob sich ein schrecklicher Sturm. Unser Warenlager, das bereits zu einem Markt mit vielen Ständen umgebaut worden war, war am Pier vertäut, während die Michail Kalinin hinter dem Container lag und von der hohen Brandung ständig gegen dessen blecherne Barke geworfen wurde. Bei jedem Schlag erdröhnten Barke und Schiff wie nach dem Schlag auf einen riesigen Gong. Gegen Morgen erst schlief ich ein, träumte, ich sei ohne Mantel draussen und friere. Als ich erwachte, zitterte ich vor Kälte. Es zog durch unsere Suite, ich hatte vergessen, eine zweite Wolldecke übers Bett zu legen, die Bronchitis war programmiert.

Wir frühstückten und besichtigten den Markt im Container. Es gab Kleider von guter Qualität, schöne Pelze, aber auch Feuerlöscher, elektronische Geräte und alles Mögliche zu kaufen. Elena fand die Preise im Vergleich zu Nowosibirsk zu hoch, aber schliesslich musste die Ware ja hierher verschifft werden. Ich erstand mir einen Pullover, hergestellt in der Türkei, eingekauft von einer Nowosibirsker Firma, gekauft von einem Schweizer in Salechard. Globalisierung...

Ausflug in die Stadt. Wir fanden einige sehr schöne, fast moskowitzisch elegante Geschäfte. Ein Lebensmittelgeschäft fiel uns besonders auf. Allein der Marmorboden mit üppigem Medaillon im Zentrum, der in der Ermitage in Petersburg liegen könnte, war die Besichtigung wert. Auch hier herrschte eine akkurate Ordnung der Auslagen, die das Herumschauen zum Spass machte. Der Sturm, der einigen älteren Bäumen das Leben gekostet hatte, war schwächer geworden. Nur: die gefütterten, winddichten Jacken konnten wir gut gebrauchen. Der Taxifahrer erzählte, dass es hier äusserst viele Taxis gebe, pro capita mehr als in Moskau. Es herrschte ein strenges Regime. Jeder Fahrer war bei Strafe angewiesen,

eine Quittung über den Fahrpreis auszustellen. Die erforderlichen Geräte waren plombiert. Der Fahrer fügte bei, dass trotz der vielen Taxis jede Familie mindestens ein Auto habe, obwohl man von hier aus eigentlich nirgends hin fahren könne. Dazu müsse man mit der Fähre über den Ob setzen. Von der andern Seite aus führe eine Strasse nach Süden.

Gegen Abend kehrten wir zurück, ruhten uns beim Nachtessen aus, um dann in die ‚Zone‘ zu spazieren. Es handelte sich um ein Gebiet am Ufer des Ob - die Stadt lag auf einer Ebene etwa 50 Meter über dem Fluss, warscheinlich einer ehemaligen Düne -, das einst ein gewaltiges Holzverarbeitungskombinat beherbergte. Entsprechend hiess die Strasse, die vom Hafen hierher führte, ulica lesozavodskaja. Hier begegneten sich Vergangenheit und Zukunft. Verfallende Isben wichen langsam der von der Stadt hierher sich ausbreitenden modernen Wohnkultur. Am Ende der Strasse, nicht weit vom Ufer des Ob, lud uns der Bewohner eines der letzten Holzhäuschen aus der Zeit der Holzverarbeitungsfabrik, zu einem Glas Wodka ein. Wir lehnten ab, was wohl ein kapitaler Fehler war. Wir hätten mitten in dieser Kulturbrache wahrscheinlich sehr interessante Geschichten hören können. Beim Weitergehen sagte Pjotr: - In ein paar Jahren werden hier Neubauten stehen, komfortable Mehrfamilien- oder gar luxuriöse Einfamilienhäuser. Wenn wir dann wieder kommen, wird uns niemand mehr zu einem Wodka einladen.

Gegen Mitternacht versammelten wir, das junge Paar auf der Hochzeitsreise und die diensthabende Mannschaft uns auf der Kommandobrücke, beobachteten den Sonnenuntergang, dann den riesigen Vollmond über der Sumpflandschaft, tranken ein Bier zum Abschied.

Abreisetag. Der Sturm hatte ganz nachgelassen, die Sonne brannte wieder heiss. Wir fuhren per Taxi zum Flughafen, der ebenfalls neu gebaut worden und mit allen Gags der heutigen Anzeigetafeltechnik ausgestattet war. Mit einer kleinen, zweistrahligen Jak 40 flogen wir nach Osten, nach Novy Urenguj. Unter uns schlängelte sich ein Fluss in unendlichen Windungen durch die Tundra. Dazwischen lagen Seen, gelbe Sandbänke, Wald. Eine menschenleere, wilde, unwirtliche Gegend.

Novy Urenguj, wo uns die Eltern von Maxim, Janas Ehemann, bei brütender Hitze empfingen, war genau 26 Jahre alt. Als sie als junge Leute hierher gekommen waren, gab es ausser ein paar Holzhütten und von Helikoptern herbeigeflogenen Öltanks mit herausgeschweissten Fenstern und Türen nichts. Man wurde mit hohen Löhnen und dem Versprechen auf doppelte Pension ab 50, das nicht eingelöst wurde, weil es die UdSSR nicht mehr gab, angelockt, fühlte sich als Pionier. Jetzt lebten in der Stadt gute 100'000 Einwohner in komfortablen, zum Teil gut gebauten Wohnblocks. Zement, Backstein Holz, Stahl, alles musste von weit her angefahren werden, denn rund herum gab es nichts als Tundra, Sand und Gas. Damals, vor 26 Jahren, erzählte Maxims Vater Stepan Jakovlevic, musste man warten, bis ein Helikopter Lebensmittel brachte, hatte zu kaufen, was es eben gab. Jetzt blieben keine Wünsche offen. Sogar der Blumenladen am gigantischen Hauptplatz erinnert mehr an Marsano am Züricher Paradeplatz, als an ein russisches Geschäft. Ein überaus üppiges

Essen diente Maxims Eltern als Staffage für die Einführung in das Leben von Novy Urenguj. Sie waren beide Juristen. Die Mutter arbeitete bei der Polizei als Richterin, der Vater bei einem Konzern als Rechtskonsulent. Beide hatten sie Angst um die Zukunft der Stadt. Es fehlte an Geld für die Prospektion. Früher kam das Gas aus 1000 m Tiefe. Dann wurde bis 3000 m tief gebohrt. Zur Zeit musste man noch tiefer bohren, bei sinkenden Weltmarktpreisen und schlechter Bezahlung durch die Staaten der GUS. Die Prospektion wurde deshalb weitgehend eingestellt. Alle hofften auf steigende Gas- und Ölpreise, eine Erwartung, die erst 2005 erfüllt werden würde.

- Kommen Sie, sagte Maxims Vater, fahren wir ein wenig über Land. Die Tundralandschaft im Abendsonnenschein - es war schon nach 22 Uhr - wirkte archaisch und kontrastierte mit den aus dem Boden ragenden Gashahnen und den alle zehn bis 20 km auftauchenden High-Tech-Pump- und Reinigungsstationen. Das Gas musste mit 75 bar ins internationale Netz eingespiesen werden. Sank der Druck unter diese Limite ab, mussten es Kompressoren, von Gasturbinen getrieben, auf den erforderlichen Druck bringen. Petersburg, Moskau, halb Westeuropa, alles hing an diesen Pipelines, saugte gierig die Energie aus dem Boden, die sich hier während Jahrtausenden gebildet hatte.

Nach einer ruhigen, aber kurzen Nacht auf festem Boden fuhren wir zum nahe gelegenen Polarkreis. Der Tundraboden war von einem Geäder von Rohren durchzogen, die immer dann zum Vorschein kamen, wenn sie ein Flüsschen überqueren mussten. Wladimir Stepanowitsch teilte uns lakonisch mit, dass der ganze Wohlstandszauber hier noch etwa 40 Jahre dauern werde - dann sei es mit dem Gassegen aus. Wir spazierten durch die Tundra, die, im Gegensatz zur undurchdringlichen Taiga, gut passierbar, weil vergleichsweise spärlich bewachsen war. Bäume von mehr als zehn Metern Höhe waren selten und mussten uralte sein. Es gab reichlich Moskitos, viele Heuschrecken, aber auch angenehmere Sachen, so etwa eine Beere, die wie eine Brombeere aussah, aber wie eine Tollkirsche an einem Stiel wuchs und rötlichgelb war. Ich fand, sie rieche nach Buttersäure, Vreni fand sie herrlich. Der Boden war manchmal sandig hart, dann wieder weich, weil man über dicke Moosbeete schritt. Überall gab es Gräben, in denen sich das Wasser sammelte. Hier konnte man knietief einsinken. Stepan Jakovlevic erzählte, dass in diesen Böden manchmal ganze Baumaschinen versanken und verschwanden. Er fuhr uns auf dieser Reise an einigen Gasgewinnungsanlagen und Bohrtürmen vorbei. Einen Bohrturm sahen wir gerade im Zustand der Demontage. Ich sprach mit dem Verantwortlichen. - Ja, es sei immer schwieriger mit dem Bohren. Man müsse tief gehen. Der Druck sei manchmal gewaltig.- Er wies auf die skvažina, den Ventilbaum hin, den er und seine Männer auf das Bohrloch gesetzt hatten. An einem Ast war ein Manometer angebracht, das 150 bar zeigte. - Manchmal knallt es -, sagte er, - wenn man auf ein Gaslager stösst, und vom Bohrturm ist nichts mehr am Ort.

Bei einer Kompressorenstation erlebten wir einen Rohrbruch. Mit ohrenbetäubendem Lärm strömte das Gas in die Luft, bildete eine weisse,

kalte, hochexplosive Wolke. Nach 10 Minuten war der Schaden schon behoben. An einer anderen Stelle war die Fackel zum Ablassen des überflüssigen Gases nicht auf einem Turm, sondern direkt am Boden. Wir hatten das Gefühl, am Tor zur Hölle zu sein. In Ermangelung von Druckbehältern konnte hier kein Gas gespeichert werden. Was nicht in die Pipeline ging, wurde abgefackelt, denn es war anscheinend wichtig, dass der Fluss aus dem Bohrloch nie zum Stillstand kam. Weil das Land so flach war, sah man die Fackeln vor allem Nachts aus weiter Ferne. Das alles gab der Landschaft etwas Dämonisch-Unwirkliches.

Am Rand der Stadt baute Stepan in der Freizeit Garagen auf einem Grundstück, das er erworben hatte. Die verkaufte er dann und verschaffte sich eine ansehnlichen Nebeneinkunft. Bei der Garage, die ihm selber gehörte, und in der er, wie die Einrichtung zeigte, offenbar seine ganze Freizeit verbrachte, briet man am Abend Schaschlyk und feierte den 1. August. Ich blieb zu Hause, da sich die auf dem Schiff beschaffte Bronchitis langsam der Lungen und Bronchien zu bemächtigen begann und mich todmüde machte. Gegen Mitternacht - es war noch nicht dunkel - kamen alle zurück, die beiden Herren mit schwerer Zunge. Stepans Frau war eine, wie die Russen sagen, mit Ekstrasens ausgestattete Dame. Was das bedeutet, kann man bei Juri Mamleew nachlesen. Sie bot einige äusserst gruselige Erlebnisse feil und schien fest an ihre Position als Vermittlerin zwischen der Welt des Lichts und der des Antilichts zu glauben, sie auch irgendwie zu geniessen.

Am 2. August flogen wir per Jak 40 nach Nowosibirsk. Der Flug dauerte drei Stunden. Es gab ein Glas Sirup und ein Glas Mineralwasser, sonst nichts.

Nowosibirsk empfing uns mit über 30 °C. Elena und Vreni fanden gerade Zeit, zu duschen und das Nachtessen zuzubereiten, bevor die Jugend anrückte, um sich unsere Erlebnisse erzählen zu lassen. Maxim sah sich sichtlich gerührt Pjotrs Videofilm über Nowy Urengui an. Er habe oft Heimweh nach jener Welt, wo er seine Jugend verbracht hatte. Meine Frage, ob er denn dort noch leben möchte, beantwortete er ausweichend, sagte jedoch nach einiger Zeit, er könne sich das kaum noch vorstellen.

Wir erfuhren Eigenartiges über die Eltern Maxims. Sie hatten sich vor Jahresfrist eine Wohnung in einem Nowosibirsker Neubau mit Blick auf den Ob und die Stadt gekauft, um dort nach der Pensionierung ihr Alter zu verbringen. Als Maxim und Jana heirateten, boten sie ihnen diese Wohnung als Bleibe an, bis sie etwas Eigenes gefunden hätten. Kaum waren die Jungen eingezogen, begann der Vater, wenn er in der Stadt war, umzubauen. Zuerst kaufte er einen Whirlpool, den er mittlerweile wieder entfernen musste, weil das schmutzige Nowosibirsker Wasser die Pumpe und die Düsen verstopfte. Dann baute er eine neue Küche ein. Als neueste Idee kam nun der Einbau einer Schrankwand zwischen Küche und Wohnzimmer, womit beide Räume kleiner würden. Die jungen Leute lebten zwischen Baumaterial und Werkzeug, fühlten sich nicht zu Hause und waren ratlos. Für den Kauf einer eigenen Wohnung fehlte ihnen noch das Geld, für das Leben mit dem Ist-Zustand die Nerven. Zusätzlich

erschwerte der Vater ihre Situation, indem er noch Maxims Schwester mit Kleinkind in der gleichen Einzimmerwohnung einquartierte.

Als die Jungen nach Hause gegangen waren, erklärte uns Elena, wie das Wohnungswesen funktionierte. Die Wohnungen gehörten in der Sowjetzeit den Bewohnern, so lange sie nicht wegzogen, also für die betreffende Wohnung registriert waren. Die Bewohner konnten ihre Wohnung auch vererben. Dann wurden automatisch die Erben registriert. Auch Kinder und ihre Ehepartner waren so lange in der elterliche Wohnung registriert, bis sie eine eigene ergatterten konnten, was damals gar nicht einfach war, denn es herrschte immer Mangel an Wohnungen, vor allem an solchen in gutem Zustand und zentrumsnah gelegen. Nach der Wende übertrug man den Bewohnern ihre Wohnung zu Eigentum nach neuem Recht. Das gab ihnen die Möglichkeit, sie auch zu vermieten oder zu verkaufen. Leider habe das Mietwesen zwei Schwächen, nämlich das Fehlen eines Mietrechts und Mieterschutzes sowie die Unmöglichkeit, sich als Mieter einer Wohnung in einer Stadt registrieren zu lassen. So könne ein Mieter keine Poliklinik aufsuchen, die Kinder nicht zur staatlichen Schule schicken usw. Aus diesen Gründen sei es für Maxim und Jana unerlässlich eine Wohnung zu kaufen, wenn sie die elterliche verliessen. Elena und Pjotr dachten daran, sich eine kleinere Wohnung zu suchen und ihre drei Zimmer Jana zu schenken. Wir rieten ihnen davon ab. Leute, die so viel Besuch hatten wie sie, und nicht nur aus der Schweiz, brauchten eine genügend grosse Wohnung, damit die Leute einander nicht auf die Nerven gingen. Wir wollten wissen, was eine Wohnung denn koste. So um die 10000 \$, war die Antwort. 4000 \$ hätten die Beiden schon erspart, 1000 \$ könnten sie, die Eltern, vorschliessen. Wir entschieden uns rasch, die fehlenden 5000 \$ als zinsloses Darlehen zu gewähren, wollten aber, dass Maxim und Jana nichts davon erführen. Elena und Pjotr waren überrascht. Diesen Ausgang der Geschichte hatten sie wirklich nicht erwartet.

Am folgenden Tag fuhr Pjotr in seine Firma, wo er erfuhr, dass sein Stellvertreter die Abwesenheit des Chefs genutzt hatte, um selber Ferien zu machen. Er war noch nicht zurück gekehrt. Vreni wusch und las, während mich die Antibiotika zur Bekämpfung der Bronchitis völlig schlapp machten. Am Abend kamen Freunde des Hauses mit ihrem quirligen Adoptivkind Irina zu Besuch. Wie immer, wenn sie da waren, ging es hoch her. Ich war dennoch froh, als der Abend zu Ende gegangen war und ich mit einem Glas Neocitran und dem Antibiotikum ins Bett gehen konnte.

Die Reise nach Bobrowka war Vrenis Herzenswunsch. Weil ich daran war, Ilja Erenburgs Erinnerungen ‚Menschen, Jahre, Leben‘ zu lesen, weil Erenburg wohl eine der umstrittensten Figuren unter den Schriftstellern der Stalinzeit war und wohl nur noch ediert wurde, weil er Jude war und man ihm deswegen fast jede Schandtat gegenüber den Deutschen verzieh (er rief in vielen Zeitungsartikeln dazu auf, jeden Deutschen, jede Deutsche, ja jedes deutsche Kind zu töten, wenn immer man ihrer habht werden konnte), und weil er unter Chruschtschow den Roman Tauwetter schrieb, sprachen wir über Wendehälse und kamen auf Brjusow, der es von der selbstdeklarierten Führerschaft der Zunft der Dekadenz (???? ...

????? ?????????? ?????? ? ??????. ? ? ??? ? ??: ??? ??????????????.  
 ...????? ?? ?????? ?????????? ??? ??, ?????????, ?????? ??? ??????  
 ?????????? ????. ? ??? ???? ??? ?! , ?????????, ??? . 12) um 1890  
 bis zum Präsidenten des allrussischen Verbands der Dichter gebracht  
 hatte, und natürlich über Schostakowitsch. Der hatte es, zumindest  
 vordergründig, leichter als Erenburg, war doch die Sprache der Musik  
 hermetischer, war es schwieriger, Abtrünnigkeit vom allein richtigen  
 Denken zu beweisen. Wir hätten auch über Jurij Tynjanov reden können,  
 der selbst während des stalin'schen Terrors ruhig seiner Arbeit nachgehen  
 und seine wichtigen Funktionen als Herausgeber der Edition Literatur der  
 Welt usw. wahrnehmen konnte. Er blieb wohl unbehelligt, weil er sich als  
 Literaturtheoretiker, Biograph und Schriftsteller nur mit historischen  
 Personen und Zeiten befasste, von Puschkin bis Griboedov, weil er zudem  
 schwer krank war und Stalin wohl dachte, sein Ableben werde von selbst  
 kommen, was denn auch am Ende des Vaterländischen Kriegs geschah.

Plötzlich unterbrach uns eine unangenehme Vibration am rechten  
 Hinterrad des Mercedes bei unseren Betrachtungen. Pjotr wendete und  
 fuhr zurück zu einer Bude mit der Aufschrift Žinomontaž. Wir stiegen aus  
 und fanden den Grund der Störung schnell. Der Gummi hatte sich  
 stellenweise von der Karkasse des rechten Hinterrads gelöst, einige  
 Drahtseile waren bereits gerissen. Der Pneuändler hatte keinen  
 passenden Reifen. Pjotr montierte sein neues Ersatzrad und liess sich für  
 alle Fälle leihweise den nächstbesten Pneu, zehn Millimeter weniger hoch,  
 auf die Felge ziehen, um wieder ein Ersatzrad zu haben. Dem Pneuändler  
 hinterliess er ein Depot von 500 Rbl. für den zu kleinen Reifen, den er  
 zurückzubringen gedachte. In Bobrowka war wie letztes Jahr die ganze  
 Familie versammelt, auch Pjotrs Schwester aus Togliatti. Die Banja, eben  
 erst fertiggestellt, wurde mörderisch eingeheizt (120 ?), was meine  
 Bronchitis mehr reizte als beruhigte. Trotzdem spielte ich mit den andern  
 bis zwei Uhr früh auf dem Dachboden Tischtennis. Im Doppel gewannen  
 Nikolajs Frau und ich gar gegen die beiden andern Teams.

Es war mörderisch heiss, 35 ?. Pjotr, Vreni und ich fuhren in den Wald, wo  
 er einen Pilzplatz wusste. Tatsächlich fand Vreni nach langer Suche vier  
 Pfifferlinge. Gegen abend lockte sie mich auf einen Spaziergang dem Ob  
 entlang. Es war jedoch derart warm, dass ich sie bald allein weiter ziehen  
 liess und mich mit meinem Buch aufs Bett flüchtete. Als Vreni zurück  
 gekommen war, erzählte sie, dass im Wald etliche neue Datschen, zum  
 Teil sehr stattliche, entstanden seien, dass das Ferienlager wieder  
 hergerichtet und gut besetzt sei, selbstverständlich mit allen  
 Nebenerscheinungen wie Disco und Geschrei.

Als sich die Sonne senkte, spazierten wir durchs Dorf, um zum Friedhof zu  
 gelangen. Wir hätten es bleiben lassen sollen. Es war Samstagabend und  
 die Datschniki kehrten in die Stadt heim, wirbelten mit ihren Autos  
 gewaltige Staubwolken auf, vor denen es kein Entrinnen gab. Ich glaubte  
 buchstäblich zu ersticken. Erst auf dem Friedhof wurde die Luft besser  
 (Juri Mamleew lässt grüssen!). Der Friedhof lag auf einer Anhöhe über  
 dem Ob und gab den Blick frei auf die Anlegestelle für Schiffe. Wir sahen,

wie sich das Kursschiff nach Barnaul füllte. Viele Datschniki standen am Pier, alle waren ausgerüstet mit dick gefüllten Taschen und Rucksäcken, in denen sie ihre Ernte verstaut hatten. Nach dem Sonnenuntergang wurde es etwas kühler, so dass der Heimweg dem Fluss entlang angenehm war. Eine weniger satanisch geheizte Banja und herrliche Warenniki rundeten den Abend ab.

Nachdenken über die Tischkultur der beiden Familien unserer Freunde. Nein, nicht von edlem oder billigem Geschirr, kristallinen oder gepressten Gläsern usw. ist die Rede. Es geht um den Stil. Ein Hochschulprofessor der Physik, eine Schuldirektorin und ein Absolvent des berühmten Moskauer Baumann-Instituts für Ingenieurwissenschaften, glänzten durch völlige Abwesenheit von Stil. Elena und die Frau des Physikers assen mit Messer und Gabel wie wir, die andern mit den Fingern, im besten Fall, wenn das Essgut zu weich war, mit der Gabel, direkt aus der Schüssel. Dabei war niemand von ihnen je in Indien gewesen. Man ahnte, wie verpönt in der Sowjetunion beim Volk jeder Ausdruck von bourgeoiser Kultur gewesen sein muss. Mir kamen wieder die bösen Blicke vieler Wartender im Moskauer Flughafen in den Sinn, als ich meinen Fächer zückte, um mir etwas Kühlung zu verschaffen. Die Reichen schickten ihre Kinder inzwischen in die besten Internate der Welt. Sie würden mehrheitlich einmal heimkehren und ihren Nachwuchs auf Tischsitten trimmen.

Rückfahrt bei drückender Hitze. Der ausgeliehene Reifen musste zurückgebracht werden, was sich als ziemlich kompliziertes Unterfangen erwies. Entsprechend den landesüblichen Gepflogenheiten hatte Pjotr für seine 500 Rbl. Depot keine Quittung erhalten. Nun war ein anderer Mechaniker da, der von diesem Geschäft nichts wissen wollte, vielleicht auch wirklich nichts wusste. Es bedurfte langer Verhandlungen, bis er endlich 440 Rbl. herausrückte. Zweimal dreissig nahm er für die Montage und Demontage des Reifens auf die Felge. Wir fuhren ohne Reserverad nach Hause, nicht ohne noch schnell am Strassenrand einen Eimer (das Einheitsmass in Russland für Kartoffeln, Tomaten, Beeren, Früchte, Pilze usw.) Pflifferlinge für 35 Rbl. gekauft zu haben.

Spaziergang durch Nowosibirsk. Seit dem letzten Sommer war wieder manches anders geworden. Neue Geschäfte mit qualitativ wesentlich anspruchsvollerem Sortiment war entstanden. Die Angebote der Warenhäuser zeugten ebenfalls von einer wachsenden Kaufkraft der Kunden. Die Buchhandlung, welche letztes Jahr geschlossen worden war, hatte nach einer Renovation wieder eröffnet und präsentierte sich mit einer interessanten Auswahl an Klassiker- und Neuausgaben. Wir fanden da einiges, was die Sibair beim Check-in wegen des Zusatzgewichts freuen würde. Nur nach der Enzyklopädie der ???????? ????????? 20 ?????, die wir Elena schenken wollten, suchten wir vergebens. Wir würden sie wohl nächstes Jahr aus Zürich reimportieren müssen.

Am Abend fuhren Vreni, Elena und Pjotr in den Gemüsegarten. Völlig verwildert traf Vreni ihn an, so dass es schwierig gewesen war, die Früchte und Gemüse unter dem Unkraut zu finden. Aber welche Ernte brachten die drei mit: Berge von Tomaten, Pepperoni, Zucchetti (die

russischen Freunde hatten mittlerweile gelernt, dass sie jung besser mundeten, als wenn sie so lang und holzig wie Baseball-Schläger waren), Kartoffeln, Knoblauch und Salat. Die Nachbarn, die ihre Gärten sorgfältig pflegten, hatten sich darüber geärgert, dass man mit so wenig Arbeit mehr ernten konnte als sie.

Beim Nachtessen zeigt mir Pjotr eine Wodkaflasche: - Siehst Du die drei Siegelstreifen, die da über den Deckel geklebt sind? Der unterste ist der des Staats. Dann kommt der des Bezirks und nun, seit Frühjahr, drittens derjenige der Stadt Nowosibirsk. Alle kassieren sie ab und begründen ihr Tun mit dem Schutz der Konsumenten vor gefälschter Ware. Dabei hat die Mafia schon längstens all die Streifen gedruckt. Wenn ich in meinem Laden eine Flasche aufstelle, von der ein Kleber abgefallen ist, werde ich schwer gebüsst. -

Mitten in der Nacht holten wir Ol'ga, Pjotrs Schwester, am Busbahnhof ab. Sie kam von Barnaul, um mit uns auf die Datscha zu fahren. Der Fahrer des Mikroautobusses verteilte die Fahrgäste kundenfreundlich in der ganzen Stadt, so dass wir kostenlos zu einer mitternächtlichen Stadtrundfahrt kamen. Die Mikroautobusse gehörten Privatunternehmen und machten den alten, staatlichen Bussen aus Lwow und Ungarn (? ????? - ????????? ?????) Konkurrenz. Sie bedienten die Stadtnetze, mehr und mehr aber auch die Agglomeration.

Pjotrs Datscha in Milowanowo erreichten wir nach etwa sieben Stunden Fahrt, zuerst per Auto auf einer guten Strasse, dann auf der Fähre über den Ob und zuletzt über eine nicht asphaltierte Piste, die nur bei trockenem Wetter benützbar war. Früher hatte es in der Nähe der Datscha eine zweite Fähre gegeben, die für den extra langen alten Mercedes nicht unproblematisch war, doch wurde deren Betrieb eingestellt, weil kein Geld für den Unterhalt des Schiffs mehr vorhanden war. Die lang gezogene Insel, auf der wir fuhren, verwandelte sich mehr und mehr in eine Feriensiedlung der Nowosibirsker. Noch war die Gegend, wo Tschepels wohnten, fast menschenleer, doch dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis sich der Datschengürtel näher und näher schieben würde.

Pjotr hatte sich einen einfachen Srub, ein Blockhaus, erstellen lassen. Der Innenausbau war noch nicht fertig. Vor allem durch die grosse Veranda zog der Wind ungehemmt, so dass ich froh war, mein Halstuch dabei zu haben, obwohl es nicht kalt war. Die Böden in der Küche und in den beiden Schlafzimmern, deren letztes, ein gefangenes, uns zugewiesen wurde, waren gelegt. Es fehlten nur noch die Fussleisten. Eine Innenauskleidung über die Balken, die mit Flechten und Werg gut abgedichtet waren, hatte Pjotr nicht vorgesehen. In Zürich hatte er mit mir ein Do-it-yourself-Zentrum besucht und mit glänzenden Augen das finnische Täfer betrachtet. - Siehst du, genau das könnte ich für meine Datscha brauchen. - Und gibt es das in Nowosibirsk nicht? - Oh doch, aber leisten könnte ich mir das nie.-

Auch die gemütliche, intelligent konstruierte Banja war ein Blockhaus. Sie bestand aus einer geräumigen Stube, dem Wasch- und dem Dampfraum.

Der Ofen war, im Gegensatz zur Banja in Barnaul, so eingebaut, dass man ihn nicht versehentlich berühren konnte und dass er die Plätze in seiner Nähe mit der Hitzeentwicklung, die solchen Öfen eigen war, nicht unbenützlich machen konnte. Es gab zwar in Bauzentren konfektionierte Öfen zu kaufen, doch lässt sie der kundige Banjabauer nach Mass herstellen, damit sie genau in den Dampfraum passen. Auch Pjotrs Ofen war Massarbeit.

Nicht gelöst war die Wasserversorgung. Man holte das Trinkwasser mit dem Auto am Ziehbrunnen der etwa zwei Kilometer entfernten Kolchose, das Brauchwasser aus dem Ob', der vor dem Haus lag und hier noch ziemlich sauber war.

Etwa hundert Meter von Pjotrs Anwesen entfernt hatte sich der einstige Chef der Kolchose ein grosses Backsteinhaus gebaut. Wegen seines strengen Regimes war er vor ein paar Jahren entlassen worden. Seither verfiel die Kolchose, die Arbeiter verloren ihren Job. Er begann mit Holz zu handeln, baute eine Sägerei und verkaufte den Fisch, den die Ortsansässigen fingen, auf den Nowosibirsker Märkten. Als sie erfuhren, dass er am verkauften Fisch 50 % Marge kassierte, belieferten sie ihn nicht mehr. Seither trugen sie ihm Fisch gegen Wodka an, wenn sie nichts mehr zu trinken hatten.

Gegen 21 Uhr begann es zu regnen und wurde kalt. Dennoch musste am Lagerfeuer Schaschlyk gebraten werden, weil in der Küche nur ein elektrisches Rechaud zur Verfügung stand. Zum ersten Mal litten Vreni und ich in Sibirien unter der Mückenplage. Es gab hier enorm viele, von denen einige schon Gefallen am Produkt gefunden zu haben schienen, das sie vertreiben sollte.

Alles im Haus wirkte vorläufig noch recht improvisiert. Die Banja war schon ganz gemütlich. Die Stille am Ort war gewaltig, der Sternenhimmel, der sich nach Mitternacht zeigte, überwältigend. Die Flussaue hatte einen lieblichen Reiz, sah aus wie einem flämischen Landschaftsbild nachgebaut, vor allem tagsüber, wenn die weissen und schwarzweiss gefleckten Kühe der Kolchose unter den Bäumen nach Schatten suchten.

Die Banja schien nicht das geeignete Heilmittel gegen Bronchitis zu sein. Nachdem die Antibiotika aufgebraucht waren, machten sich die Erreger wieder im Körper breit und liessen mich stundenlang husten. Mehr oder weniger kraftlos begann ich, vor dem Haus die Haufen von Bauabfall zu ordnen und zu sortieren, die kreuz und quer herumlagen. Die Schweizer Ordnungswut steckte die Russen an. Als ich vor lauter Husten nicht mehr mochte, setzten sie das Werk fort.

Das Haus war nicht für Kranke gebaut. Immer wenn ich am Einschlafen war, ging die Küchentür, schepperte jemand mit Geschirr oder Besteck, bellte der Hund oder kamen die Nachbarkinder mit ihrem Moped. Das Lesen war nur bei Tag möglich. Nachts kamen die Mücken in Scharen und fanden immer einen Weg durch die Ritzen des noch unfertigen Hauses.

Vor unserer Ankunft hatte jemand ein WC-Haus gebracht, das nun montiert werden musste. Nikolaj, der direkt von Barnaul hierher gefahren war, und Pjotr hoben die Grube aus und befestigten am Loch im Boden des Häuschens ein Aluminiumrohr, auf dem die Sitzbrille angebracht werden sollte. Weil der Durchmesser des Rohrs etwa drei Zentimeter kleiner war als der des vom Lieferanten ausgesägten Lochs, bedurfte diese Arbeit einiger Improvisationskunst.

Die beiden Brüder waren ein gut eingespieltes Team, das meiner Hilfe nicht bedurfte. Sie sorgten sich auch um meine Gesundheit und schickten mich ins Bett, wenn ich mich draussen zu beschäftigen versuchte. Im Schlafzimmer war es allerdings recht ungemütlich, grauenhaft heiss, sobald die Sonne durchs Fenster schien. Wenn man zum Lesen zu müde und zum Schlafen zu wach war, verstrich die Zeit sehr langsam. Nach dem Nachtessen hörte ich durch die Wand, wie die Frauen bis tief in die Nacht am Lagerfeuer Lieder sangen. Das war schön.

Am dritten Tag wurde das WC-Häuschen fertig gestellt. Ein Nachbar brachte Milch, Butter, frische Möhren, Tomaten, Stangenzwiebeln und Marmelade, alles aus biologischer Produktion, wie er versicherte.

Gegen Abend fuhren wir zurück nach Nowosibirsk, weil Ol'ga am kommenden Tag den Zug nach Togliatti nehmen musste. Das launische Wetter hatte sich stabilisiert. Es war warm und über dem Ob wölbte sich ein wolkenloser Himmel.

An unserem letzten Tag spazierten wir nochmals durch die Stadt. In einem hübschen Geschäft beim Leninplatz erstand ich mir einen eleganten, italienischen Ledergurt für 420 Rbl. Ich trug ihn etwa zwei Wochen, bis sich eine dünne, schwarze Plasticfolie abzulösen begann und einen violetten Gurt aus irgend einem Kunststoff freigab. Aus echtem Metall war lediglich die Schnalle mit dem Prägestempel eines italienischen Designers... Wahrscheinlich stammte der Gurt aus China. Von dort kommen unter anderm auch Ersatzteile für alle Automarken, die, wie mir Pjotr berichtete, aus Weicheisen hergestellt und absolut unbrauchbar seien. Leider fielen viele Leute wegen der günstigen Preise darauf herein. Das könne sogar recht gefährlich werden, wenn es sich um Teile handelte, die für die Manövrierfähigkeit oder das Bremsverhalten des Wagens wichtig waren.

Das letzte Abendessen verbrachten wir allein mit Pjotr und Elena. Wir sprachen viel über Maxims Eltern, die offenbar, wie unser Kiewer Freund Alexander Abarinow, vom langen Dienst beim MWD geprägt worden waren, auch wenn Maxims Vater seit einiger Zeit bei einem Gaskonzern wirkte. Das Gespräch kam auch auf Pjotrs Schwester Ol'ga. Sie hatte einen Freund, der, als sie schon die Hochzeit geplant hatten, mit einer Draisine verunfallte und schwere Kopfverletzungen erlitt, die befürchten liessen, dass er bleibende Schäden davon tragen würde. Ol'ga konnte sich das Leben mit einem geh- und sprachbehinderten Mann nicht vorstellen und verzichtete auf die Heirat. Später lernte sie einen Mann kennen, der sich nach der Heirat als schwerer Diabetiker erwies, den sie jahrelang

pflegen musste und der an dieser Krankheit auch starb. Der erste Geliebte wurde gesund, studierte Medizin, arbeitete als Chirurg. Er ging eine unglückliche Ehe ein, die ihm zwei Kinder brachte. Vor zwei Jahren trafen sich Ol'ga und dieser Mann in Barnaul, wo er als Arzt arbeitete, wieder. Die Liebe entbrannte von neuem, aber er lebte im Altai und sie in Togliatti, wo sie, wie sie mir selber erzählt hatte, nicht glücklich war. Ihre Arbeit als Schuldirektorin gefiel ihr, doch vermisste sie die kulturellen Angebote. Ich könne mir nicht vorstellen, sagte sie, wie kulturlos das Leben in der Autostadt sei. Es gebe kaum einen Gesprächspartner, mit dem man über Musik, Filme, Literatur oder Malerei reden könne. Als sie einmal mit einer Schulklasse ein Tschechow-Stück einstudierte, fragten sie manche Eltern, ob denn das nötig sei, ob die Kinder nicht besser etwas Rechtes lernen sollten. Es sei schwer zu beschreiben, sagte Ol'ga, was es heiße, in einer echten Kulturwüste zu leben. Und Togliatti sei eine. Eine Retortenstadt wie Novy Urenguj. Die eine lebe für eine und von einer Autofabrik, die andere fürs und vom Gas. Solche Monokulturen zögen nun einmal keine kulturell interessierten Menschen an.

Elena und Pjotr versuchten, die Frau nach Nowosibirsk zu holen, wo sie ihr eine Schulleitung verschaffen könnten, denn beide befürchteten, dass sie sonst depressiv werde - nicht zu Unrecht.

Die Frau von Pjotrs Freund kam mit Irina vorbei, um sich zu verabschieden. Nach langer Arbeitslosigkeit hatte sie bei Marina, der Sängerin, Montessori-Pädagogin und neuerdings auch Clownin - sie wurde von einer kanadischen Clown-Gruppe, die in Nowosibirsk aufgetreten war, auf eine Tournee durch kanadische und amerikanische Kinderheime eingeladen und nahm, abenteuerlustig, wie sie eben war, sofort an - eine Stelle als Administratorin erhalten und war überglücklich. Das kleine Einkommen verschaffte ihr etwas mehr Unabhängigkeit von ihrem unberechenbaren Mann, der immer wieder bei andern, jüngeren Frauen testen musste, wie verführerisch er, der ehemalige Sportlehrer, noch war.

Die Heimreise war ein Albtraum. Nicht, weil am Flughafen wieder jedes Gepäckstück gewogen und saftig kassiert worden war - 3050 Rbl. -, sondern weil der Flug mit einer äusserst eng bestuhlten Tu-154 erfolgte. Ein Knie hatte ich zwischen Fenster und Sessel des Vordermanns eingeklemmt, das andere zwischen den beiden Vordersitzen. Es war unmöglich, sich zu bewegen. Zu allem hin flog die Maschine einen Umweg über St. Petersburg, wo sie landete, um sich voll zu tanken. Das Kerosin war offenbar in Russland billiger als in Frankfurt. Anderthalb Stunden stand die Maschine auf der brütend heißen Piste. Niemand durfte aufstehen. Ich hatte Gelegenheit, durchs Fenster den unglaublichen Papierkrieg zu beobachten, der sich zwischen den Vertretern der Flughafenbehörde, dem Chauffeur des Tankfahrzeugs, der Flughafenpolizei und den Piloten abspielte. Da wurden Berge von Formularen ausgefüllt und unterzeichnet.

Natürlich war es in Nowosibirsk nicht möglich gewesen, die Koffer direkt nach Zürich aufzugeben, so dass wir schwer beladen die Reise vom einen zum andern Ende des Frankfurter Flughafens antreten durften. Zur

Belohnung war der Airbus nach Zürich fast leer und warteten Sämi und Jiraporn am Flughafen auf uns. Sämi hatte sich ein Auto ausgeliehen.

Zürich, 25. 6. 02